

Sprachenvielfalt als natürliches Experiment

Lange suchten Linguisten vor allem nach allgemeinen Gesetzen von Sprache. Neuerdings richten sie ihre Aufmerksamkeit verstärkt auf die seltenen Varianten. Deren Erforschung tut not, denn viele kleine Sprachen sind vom Aussterben bedroht.

Von Nikolaus P. Himmelmann

Das Sehen gilt gemeinhin als wichtigster menschlicher Sinn, das Riechen dagegen als praktisch vernachlässigbar. Die Sprachen dieser Welt scheinen das zu bestätigen: Während wir etwa im Deutschen schauen und blicken, betrachten und sichten, beobachten oder gar spähen, gibt es nur wenig Vergleichbares zur Geruchswahrnehmung. Menschen schnuppern oder schnüffeln, Tiere wittern. Dieses Ungleichgewicht ist keineswegs selbstverständlich, da es zahlreiche und chemisch sehr verschiedene gasförmige Substanzen gibt, auf die unsere Geruchsrezeptoren anspringen. Noch drastischer erweist sich die Bevorzugung des Sehsinns, wenn wir anschauliche Umschreibungen für mentale Zustände berücksichtigen, die Anlehnungen bei unserer Wahrnehmung machen: Während wir nämlich Einsichten gewinnen, den Durchblick haben, Ansichten äußern und dementsprechend manches in Betracht ziehen, fällt die Suche nach Geruchsmetaphern karg aus und bleibt zudem sehr nah an der ursprünglichen Bedeutungsebene, etwa wenn uns etwas stinkt.

AUF EINEN BLICK

AUSNAHMEN ALS REGEL

1 Bis Anfang des 21. Jahrhunderts konzentrierten sich Linguisten darauf, Allgemeingültiges in den Sprachen der Welt zu entdecken. Solche **Universalien** sollten Rückschlüsse auf die kognitiven Fähigkeiten des Menschen ermöglichen.

2 Inzwischen gilt als sicher, dass es zu den gefundenen »Regeln« meist auch Ausnahmen gibt. Dieses Phänomen betrifft alle Bereiche von Sprache, angefangen beim **Vokabular** über die **Grammatik** bis hin zur Ebene der **gesellschaftlichen Funktionen** von Sprachen.

3 Solche Ausnahmen dürften das Ergebnis einer **evolutionären Anpassung** sein und Rückschlüsse auf die Plastizität des Gehirns erlauben. Oft sind die betreffenden Gemeinschaften klein; ihre Sprachen drohen in der globalisierten Welt zu verschwinden.

Biologen, Philosophen und Kognitionswissenschaftler erheben diesen Vorrang des Sehsinns gern zur Grundeigenschaft menschlicher Kognition und durchforsten die Sprachen nach weiteren Auffälligkeiten, die Aufschluss über die genetisch verankerte Funktionsweise unseres Geistes geben könnten. Gerade Linguisten halten aber neuerdings dagegen: Wenn Sprachvergleiche etwas beweisen, dann die Vielfältigkeit kognitiver Prozesse, mithin die Plastizität des Gehirns.

Dies zeigt auch der Vergleich von sprachlichen Repräsentanten der beiden Sinne Sehen und Riechen. Was für die europäischen Idiome gilt, stimmt nicht etwa für das Maniq, die Sprache des gleichnamigen Bergvolks im Süden Thailands. Dessen gerade mal gut 300 Angehörige kennen Wörter für den Geruch der gelben Sonne, von Blut, angesengten Tierhaaren und vieles mehr. Wohlgermerkt: Diese Wörter bezeichnen tatsächlich jeweils einen Geruch und nicht den Gegenstand, der ihn verströmt.

Das ausdifferenzierte Vokabular ist leicht zu verstehen: Gerüche und die präzise Kommunikation darüber spielen im Alltag von Jägern und Sammlern eine wichtigere Rolle als in einer industrialisierten Welt. Dass wir bei der Vermarktung von Produkten viel Aufwand betreiben, um diese mit verkaufsfördernden Gerüchen zu versehen, widerspricht dem nicht. Wir benötigen den Duft frisch gebackener Brötchen nicht, um ihre genießbarkeit zu beurteilen. Doch er weckt ein Verlangen, und das ist im Supermarkt gewollt.

Bei den Maniq dagegen ist das Riechen in der Interaktion mit der Umwelt essenziell und somit auch wichtig für das soziale und spirituelle Wohlbefinden. Viele ihrer Rituale schließen das Verbrennen bestimmter Blätter oder Zweige ein, um durch den dabei entstehenden Duft zu heilen oder Unheil abzuwenden. Für uns erstaunlich ist manche Bewertung: Der Geruch der gelben Sonne sei unangenehm und gefährlich, da sich darüber Krankheiten verbreiten können. Vor ihm schützen die verbrannten Tierhaare und -knochen. Was westlichen

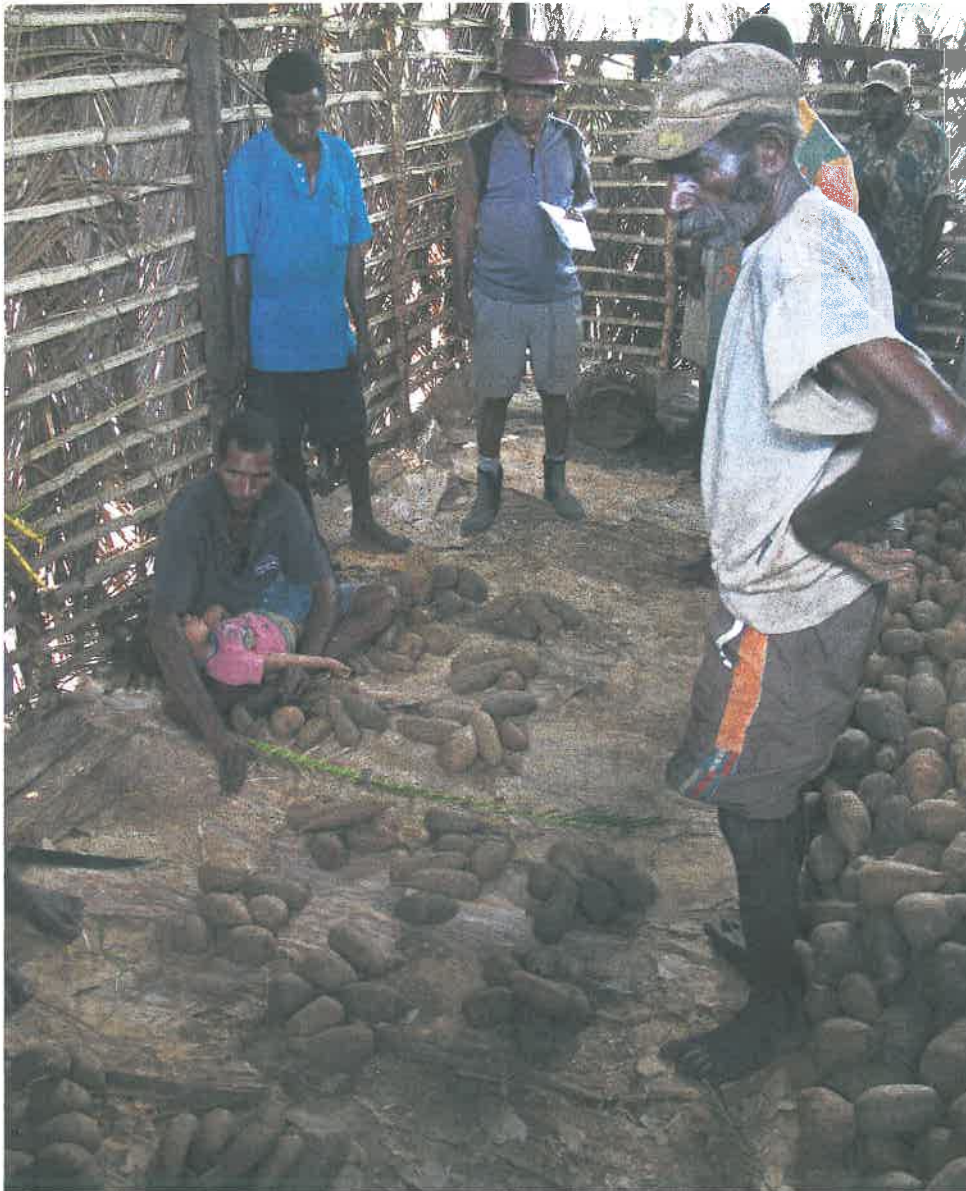
Nasen unangenehm stinkt, empfinden die Maniq als gutes Aroma.

Sprache und Kultur dieses Bergvolks, die Ewelina Wnuk vom Max-Planck-Institut für Psycholinguistik in Nimwegen seit einigen Jahren dokumentiert (siehe Bild S. 70), bieten ein gutes Beispiel dafür, wie differenziert Sprache in einzelnen Bereichen sein kann. Die unterschiedlichen Strukturen, die sich in den Sprachen der Welt finden, haben Forscher schon seit Wilhelm von Humboldt fasziniert. In letzter Zeit setzt sich unter Linguisten die Perspektive durch, dass Ausdifferenzierung das Ergebnis einer Anpassung ist. Was Sprachwissenschaftler demnach untersuchen können, sind Zwischenprodukte »natürlicher Experimente«, wie es der australische Linguist Nicholas Evans und Stephen C. Levinson, Direktor am Max-Planck-Institut für Psycholinguistik in Nimwegen, in einem Aufsatz von 2009 nannten. So wie die biologische Evolution unablässig Lebewesen an die Bedingungen ihrer jeweiligen Umwelt anzupassen versucht, habe sich auch

Sprache immer wieder optimiert. Und so wie Biologen aus evolutionären Anpassungen Rückschlüsse auf grundlegende Mechanismen des Lebens zögen, ließen sich die kognitiven Fähigkeiten des Menschen gerade an den Ausnahmeseite der Sprachen studieren. Die Leitfrage der Linguistik laute daher: Wie verschieden können Sprachen sein? Jede Variante sprachlichen Verhaltens ist relevant, um die Verarbeitung im Gehirn besser zu verstehen.

Variabilität in Wörtern, Silben und Grammatik

Dabei lassen sich mehrere Ebenen unterscheiden. Das Beispiel aus dem Maniq betrifft die Ebene der Wörter und der durch sie ausgedrückten konzeptuellen Unterscheidungen. Deren Zahl wächst, je intensiver Menschen mit einem Gegenstandsbereich befasst sind. Mitunter sind die Begriffe selbst innerhalb einer Sprachgemeinschaft nur Spezialisten vertraut. Schweizer Almbauern etwa unterscheiden mehrere Altersstufen des Kalbs: »Chalb« heißt es bis zum Ende der



Die Bewohner der Morehead Region in Papua-Neuguinea warten für Linguisten mit einer Besonderheit auf: Während weltweit meist nach dem Dezimalsystem gezählt wird, verwenden sie als Einzige die »6« als Basis. Dies zeigt sich bei der Yamsernte der Nen, einem von 15 Völkern des Gebiets. Die stärkehaltige Wurzel bildet ihre Lebensgrundlage. Während einer Zählzeremonie ermitteln zwei Personen den Ertrag, wobei das Ritual auch der Zurschaustellung von Ernteerfolg dient. Dazu schiebt jeder drei Knollen zu einem Haufen, bis der 36 Wurzeln umfasst. Ein dritter Mann nimmt eine davon weg und legt sie auf den nächsten Haufen, bis dieser ebenfalls 36 Knollen enthält und so fort. Auf diese Weise entstehen Haufen, die Potenzen der Zahl 6 entsprechen.

ersten Saison auf der Alm, dann »Fardel« und schließlich »Manse« oder »Mäntsche«, bis es nach dem Ende der dritten Alpzeit zur »Ziht-Chue«, also Zeitkuh, wird. Das indianische Volk der Dane-zaa in Kanada kennt hingegen vier Altersstufen des Bibers, ihrem traditionellen Jagdtier.

Interessanter wird es für Linguisten auf der Ebene der Sprachlaute, die durch weit gehend universale Phänomene gekennzeichnet ist. In den meisten Sprachen der Welt gibt es zum Beispiel eine klare Bevorzugung für Silben, die mit einem Konsonant anfangen. Hier hätte eine optimale Silbe also die Form Konsonant + Vokal, wie in »ba« oder »ta«. Dieser Präferenz entsprechend werden die meisten Menschen eine gehörte Sequenz »tatatatata« als Abfolge der Silbe »ta« wiederholen. Die Sprecher des australischen Aboriginevolkes der Aranda frönen hingegen der umgekehrten Präferenz Vokal + Konsonant, zerlegen die Sequenz also in »tat-at-at-a«.

Variabilität existiert auch auf der Ebene der Grammatik. So kennen fast alle Völker Nomen und Verb. In den europäischen Sprachen etwa unterscheiden sie sich schon durch die Kategorien, die sich damit formal ausdrücken lassen. Um Nominativ und Akkusativ, männlich oder weiblich zu unterscheiden, benötigen wir Nomina. Hingegen markiert die Konjugation eines Verbs, wer eine Tätigkeit ausübt (»ich habe«, »du hast« et cetera), wann dies geschah, beziehungsweise ob dies nicht vielleicht noch ein Vorhaben ist (»er hat«, »er hatte«, »er hätte«). Diese Unterscheidung gilt aber beispielsweise nicht

für Philippinos. Das Nomen »Wasser« ist hier »tubig«, das Verb »helfen« heißt »tulong«. Aber das aus »tubig« abgeleitete »tubigan« bedeutet »Wasser beifügen«, ist also ein Verb. Tatsächlich lassen sich Nomen und Verben in Philippino auf die gleiche Weise verändern. Auch fungieren Verben in Sätzen mal als Subjekt oder Objekt.

Drohender Verlust

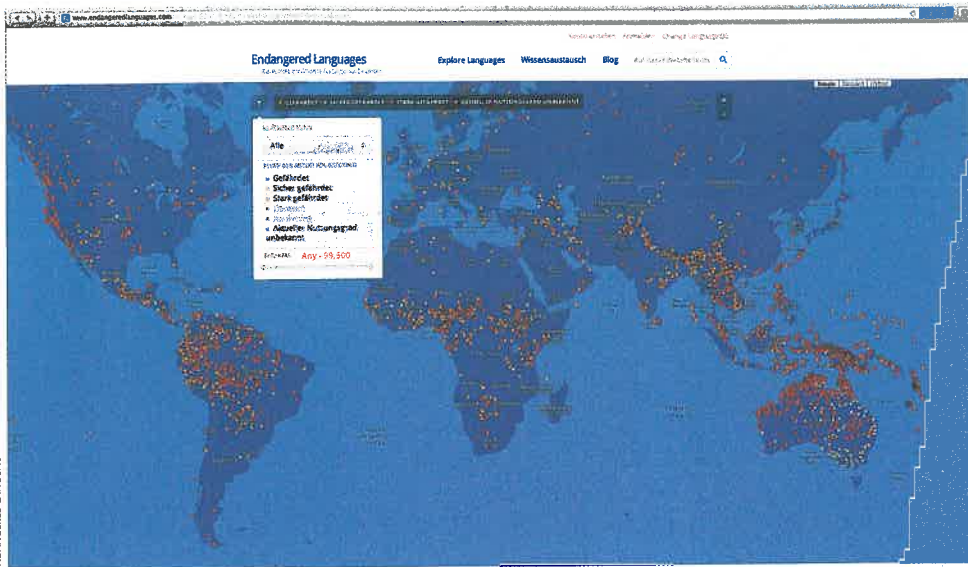
Solche Ausnahmen von den Regeln zeigen, wie wichtig es für die Linguistik ist, möglichst viele Sprachen gut zu kennen. Evans und Levinson schätzten in ihrer Studie, dass gerade einmal zehn Prozent der etwa 7000 derzeit bekannten Idiome hinreichend dokumentiert sind. Bei einem Drittel kennen wir kaum mehr als hundert Wörter – ein großes Problem, denn wie die Artenvielfalt ist auch die Sprachenvielfalt der Welt stark bedroht: Zwischen 50 und 90 Prozent aller derzeit noch gesprochenen Sprachen könnten in den kommenden Jahrzehnten verschwinden!

Bei diesem Prozess gibt es große Unterschiede. So kann eine Generation eines Volkes, die mit einer der kleinen Sprachen aufgewachsen ist, diese in traditionellen Funktionsbereichen wie der Jagd einsetzen, aber nicht mehr in der Kommunikation mit ihren Kindern. Verliert dann auch die Jagd in ihrem Leben auf Grund veränderter Bedingungen ihre Bedeutung, stirbt diese Sprache wohl mit der Großelterngeneration aus.



Um zu erfahren, wie die Maniq verschiedene Gerüche als angenehm, genießbar oder gefährlich einordnen, entwickelte die Linguistin Ewelina Wnuk eine achtstufige Bewertungsskala. Weil Zahlen oder eine Gradskala nicht vertraut waren, stellte sie unterschiedlich große Scheiben zur Auswahl, wobei die kleinste für den geringsten Wert stand.

JACON THOTACCOOL: MIT FRIEDL. GEN. VON EWELINA WNUK, MPI FÜR PSYCHOLINGUISTIK



Webtipp:
Wie viele verschiedene Sprachen es auf der Welt gibt, aber auch wie gefährdet sie teils sind, illustriert eine interaktive Karte auf der Webseite www.endangeredlanguages.com/

Diesem Prozess liegt eine Neubewertung der Sprachökologie zu Grunde: Die Großelterngeneration trifft bewusst oder unbewusst die Entscheidung, dass es für die nächste Generation sinnvoller ist, eine andere Sprache als die traditionelle zu erlernen. Die Gründe dafür können vielfältig sein und sind bisher nur wenig untersucht. In einigen Fällen wurde diese Entscheidung von außen aufgezwungen. Das war zum Beispiel in Nordamerika und Australien in der Mitte des 20. Jahrhunderts der Fall: Um die Indianer beziehungsweise Aborigines in die kolonialen Gesellschaften zu integrieren – allerdings nicht im modernen Sinn einer Gleichstellung –, wurden Kinder ihren Eltern weggenommen und in Internaten erzogen, wo ihre Muttersprache verboten war. Heute liegen dem Sprachensterben meist andere Prozesse zu Grunde, die gern mit dem Etikett »sozioökonomisch« versehen werden, das einen allgemeinen gesellschaftlichen Trend oder wirtschaftliche Gründe impliziert, dabei das Phänomen aber nur sehr oberflächlich beschreibt. Letztlich sind die Faktoren noch zu wenig bekannt, welche die Einstellungen von Menschen zu einer Sprache beeinflussen.

Gewiss ist allerdings, dass die verbreitete Auffassung, Sprache sei hauptsächlich ein Mittel der Kommunikation, zu kurz greift. Denn dann könnte man nicht erklären, wieso sich überhaupt eine solche Vielfalt entwickelt hat. Schließlich entsteht überall da, wo gruppenübergreifende Kommunikation stattfindet, auch eine gemeinsame Sprachform. Falsch ist ebenso die Idee, Sprachen differenzierten sich vornehmlich in der Isolation aus. Denn in Regionen mit zahlreichen Sprachen, deren Gemeinschaften seit Jahrhunderten Kontakt und Austausch pflegen, setzt sich nicht zwangsläufig eine gegenüber den anderen durch. So leben am Sepik, einem großen Fluss Neuguineas, Dutzende von Völkern, die sich regelmäßig besuchen, gemeinsame Rituale abhalten und durch ein komplexes Geflecht von Heiratsbeziehungen verbunden sind. Aber bis in die jüngste Zeit wurde hier eine Vielzahl von Sprachen verwendet. Der australische Linguist Don Laycock zitierte in diesem Zusammenhang einen Anwohner des Sepik: »Wenn wir alle auf die gleiche Weise reden würden, wäre das schlecht, denn wir wollen wissen, woher jemand kommt.«

Sprache hat also auch eine identitätsstiftende beziehungsweise -markierende Funktion. Es ist deshalb kein Zufall, dass das Aufkommen von Nationalstaaten stets mit der Idee einer Nationalsprache verknüpft war. Dabei wurde erheblicher Aufwand betrieben, eine von vielen nebeneinander bestehenden Varianten zu entwickeln und durchzusetzen, wozu Instrumente wie der Duden oder die Académie française gehören, die einen Dialekt unter mehreren als national verbindlich erklären. Aber auch das Konzept der Identität ist wohl zu eng gefasst. Angemessener wäre es, von der Funktion von Sprache beim Aushandeln und Sichern sozialer Ordnungen zu reden. Sie ist das Forschungsgebiet der Soziolinguistik – die ihren Fragestellungen bislang kaum außerhalb industrieller Gesellschaften nachgeht. Es scheint legitim zu vermuten, dass auch hier Überraschungen warten: Ausnahmen von den Regeln, wie sie der menschliche Geist immer dann im Rahmen eines »natürlichen Experiments« zu entwickeln scheint, wenn eine besondere Lebenswelt nach einer speziellen Lösung verlangt. ☺

DER AUTOR



Nikolaus P. Himmelmann lehrt Allgemeine und Vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität zu Köln. Seit knapp 30 Jahren unternimmt er Feldforschungen in Südostasien, zurzeit vor allem in Indonesien. Universalienforschung und die Erforschung bedrohter Sprachen bilden zwei seiner Arbeitsschwerpunkte.

QUELLEN

- Evans, N.:** Dying Words – Endangered Languages and What They Have to Tell Us. Wiley-Blackwell, Hoboken (New Jersey) 2010
Evans, N., Levinson, S. C.: The Myth of Language Universals: Language Diversity and its Importance for Cognitive Science. In: Behavioral and Brain Sciences 32, S. 429–448, 2009
Wnuk, E., Majid, A.: Revisiting the Limits of Language: The Odor Lexicon of Maniq. In: Cognition 131, S. 125–138, 2014

Dieser Artikel im Internet: www.spektrum.de/artikel/1259053